

Nr. 280. Bromberg, den 5. Dezember 1935.

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(14. Fortsetzung.) ———

Eyke von Repkow hat ganz recht gehabt. Sicherheitshalber hat er inzwischen auch gleich einige Flaschen „seiner" Marke aus dem Keller geholt und eine davon entkorkt. Er hat sie unter den Arm geklemmt, als Frau Jutta ihn mit strahlendem Gesicht ruft, um „den Kindern" zu gratulieren.

Sie selber ist, für Heykens Geschmack, etwas zu früh ins Zimmer gekommen. Der Kuß hätte länger dauern können. Nun, das wird ja immerhin nachzuholen sein. Aber Frau von Repkow wird ihren Grund gehabt haben, warum sie das Alleinsein der beiden möglichst abkürzte. Sie werden noch oft genug allein sein, denkt sie. Heute wäre es vielleicht zuviel für Annemarie.

Die Gläser klingen hell gegeneinander.

Annemarie lehnt gegen Heyken. Sein Arm liegt leicht um sie. So trinken sie beide.

Einige Tage später wird das offizielle Verlobungsfest gefeiert, auf dem es lebhaft genug zugeht. Solche Feste nach dem kürzlichen Friedensschluß sind ja besonders gern gesehen. Freude tut allen not. Und dann ist auch der Besuch auf Schloß Heyken. Ja, das ist kein Landsitz mehr, das ist wirklich ein ganz hübsches, romantisch verwinkeltes und wuchtiges Schloß, das schon mancher Generation der Heykens als Herrensitz gedient hat.

Das dazugehörige Gut ist doppelt so groß als der Repkowhof. Der Wohlstand ist unverkennbar, ebenso wie die alte Tradition, die hier herrscht.

Wie lange ist Annemarie nicht mehr durch diese weitläufigen Zimmerfluchten und Säle gelaufen, durch die sie als Kind mit Adolf Heyken und seinen Freunden häufig getollt ist. Nun gehört sie mit hierher. Sie wird eine Heyken werden.

Gehört sie wirklich ganz hierher? denkt sie einmal flüchtig inmitten des großen Trubels von Uniformen, schönen Kleidern, Musik, Exzellenzen und Kammerherren mit ihren Damen, die zu dem Fest geladen sind. Vielleicht hat sie es als Kind einmal so geträumt.

Sie hält ihre Hand fester auf Heykens Arm, der sie durch die Zimmer führt. Ihr Kopf biegt sich ein wenig steifer in den zarten Nacken.

Elftes Kapitel.

Seltsam und kraus sind oft die Wege des Schicksals. Seine phantastischen Launen dichten Komödien und Tragödien, knüpfen Verwirrungen wie feine, engmaschige und unzerreißbare Spinngewebe um Menschenleben, und folgen doch vielleicht nur einem höheren, rätselhaften Gesetz, das man nur schauernd ahnen, aber nicht begreifen kann.

Es tut sich nun eine Tür auf in einer Kaserne, über der die französische Fahne weht, und hundert und mehr Mann verlassen im Zuge die Mauern, hinter denen sie Monate um Monate — oder waren es Jahre — auf diesen Augenblick gewartet haben.

Kriegsgefangene.

Auch sie müssen am Ende in die Heimat zurück. Auch diejenigen, die besonderer Umstände wegen am längsten festgehalten wurden. Und das sind ja immer nicht die Schlechtesten.

Der Zug wird geleitet von französischen Offizieren. Herbstsonne schimmert über den Straßen, über diese fremden Straßen, kühl und noch Sommer vortäuschend.

Die Gesichter der Männer leuchten auf. Ihre Schritte werden straff. Ihre Rücken strecken sich.

Es geht der Grenze zu. Hundert und mehr Mann. Es geht in die Freiheit!

*

Und es marschiert einer unter ihnen, der hoch und schmal und schlank ist wie eine geschmeidige Pappel. Sein blasses Gesicht kriegt von der frischen Luft bald frische Farben. Eine schwache Narbe läuft ihm über die Stirn, dicht unter dem Haaransatz, die leise aufzuglühen beginnt von der inneren Erregung, die in all diesen hundert Mann brennt.

Er marschiert gleich an der Spitze des Zuges, den Kopf aufgereckt. Er ist es auch, der plötzlich zu singen anfängt. Irgendein preußisches Sieges- und Freiheitslied. Die andern fallen laut und kräftig ein.

Die begleitenden Mannschaften wollen eingreifen, aber die Offiziere winken still ab. Laßt sie singen! Sie sind ja frei. Sind jetzt freie Sieger. Nur keinen Eklat noch zum Schluß. Man hat schon Ärger genug gehabt mit diesen Gefangenen, die oft genug zu fliehen versuchten, als noch Krieg war, die die Gefangenschaft nur wie wilde Tiere ertrugen und Widerstand leisteten, wo sie nur konnten. Laßt sie singen! Auch der gefangene Kaiser auf Elba wird singen dürfen, wenn es ihm paßt.

Die Leute auf den Straßen bleiben stehen und sehen dem Zug nach. Sie fluchen nicht, sie lachen nicht, sie bleiben stumm.

Und dann verstummt wieder der Gesang, da die hundert Mann aus der Stadt hinaus sind und durch das herbstliche Land marschieren. Sie haben alle das gleiche zu denken: Morgen, übermorgen sind wir wieder auf deutschem Boden. Ein bißchen später als alle andern, aber wir sind noch da, wir kommen. Trotz Wunden und Krankheit und sonstiger Not, wir sind wieder da!

Auch der an der Spitze, der schmale, lang aufgeschossene Leutnant, denkt: Ja, ich bin wieder da! Gott sei Dank! Ich komme. Es war eine verdammt bittre Zeit, seit damals, als man zwischen feindlichen Regimentern wieder zur Besinnung kam. Gar nicht mal so schwer blessiert, aber gefangen! Heiliges Kanonenrohr, gefangen! Nun ja, es war vielleicht immer noch besser, als mit den andern im zerschossenen Graben bei La Rothière zu liegen und keinen Muckser mehr tun zu können. Gleich vor ihm hatte der Hauptmann Köckeritz gelegen, kaum noch zu erkennen in seinem Blut. Ach, alle die Kameraden!

Ihn hatte ein Steinhaufen geschützt gehabt vor dem letzten, rasenden Einschlag der Kanonenkugeln. Blut läuft über die Stirn. Die Sinne kreisen durcheinander, und

dann, ja, nach Stunden das Erwachen in den feindlichen Linien. Zufall? Wunder? Annemaries Glaube an sein Wiederkommen?

Verdammte Zeit! Ein erster Fluchtversuch, Schuß in das Bein. Wieder Glück dabei: Nur ein Fleischschuß. Einquartierung in die Kaserne. Schanzen aufwerfen vor der Stadt. Für den Feind! Teufel, Teufel! Dann Abtransport aus Paris, weiter zurück. Und über Paris schreien die preußischen und russischen und österreichischen Kanonen! Über Paris brennen Fackeln der zerschossenen Häuser.

Man läßt sich Zeit, die renitentesten der Gefangenen in die Heimat abzuschieben. Noch immer sind Friedensverhandlungen. Aber nun — und da schwenkt der Leutnant die Mütze in die Luft und schreit hurra! — nun marschiert man ja! Nach Deutschland! In die Freiheit!

Und die Felder da an den Seiten sind noch immer grün, und die Bäume haben noch ihr Laub, wenn es auch schon in allen Farben zu schimmern beginnt. Und da segeln weiße Wolken wie aus Duft und Hauch über den Himmel.

„Hurra, Deutschland!"

An einem klaren, hellen, noch warmen Herbsttag marschieren hundert Mann über die Grenze.

*

Da liegt nun der Student Müller unter einem Baum an einem Wiesenrain, denn nichts weiter als Student ist er nun wieder, und denkt ernsthaft nach.

Der eine Gedanke, der immer wieder aufklingt, heißt: Annemarie! Es ist ein heißer und schmerzhafter Gedanke!

Ach nein, so wie man jetzt aussieht, kann man wohl nicht zu ihr hin. Warten wird sie wohl noch immer auf ihn. Ganz gewiß wird sie warten. Aber, ohne Manfred kommen, Was wird aus Manfred geworden sein? Kamerad, lieber Kamerad!

Die ersten Tage der Freiheit auf dem Boden des Vaterlandes sehen nicht sonderlich fröhlich aus für Wilhelm Müller. Erst jetzt wird es ihm so recht bewußt, was ihm widerfahren ist, als er in Gefangenschaft geriet.

Es sind so viele Pferde zum Teufel gegangen, aber gerade Manfred? Irgendein Kamerad wird ihn geritten haben. Aber es ist mehr als zweifelhaft, ob er seinen heimatlichen Stall wieder erreicht hat.

Und dann, ja, was ist man?

Nein, man muß erst zu sich kommen. Man kann nicht so nach dem Repkowhof wandern. Man muß erst mal zurück nach Dessau. Ein bißchen zur Besinnung kommen nach all den Erlebnissen. In Dessau sind Freunde, die helfen werden. Man wird Geld brauchen, sich bei dem Korps als wieder zurückgekehrt melden müssen, sich wieder um die Studien kümmern und alles Nötige veranlassen.

Ja, und dann, wenn das alles in Ordnung ist, zu Annemarie!

Ein bißchen Furcht ist vielleicht auch in ihm vor dem Oberst von Repkow. Der wird ja wohl schon lange zu Hause sein.

„Annemarie!" sagt er laut und springt von seinem Lagerplatz auf.

Und das ist wie ein frohgemuter und ermunternder Trompetenruf. Das stärkt die Muskeln. Das macht frisch zum Wandern. Das gibt wieder Stärke und Hoffnung.

So wandert er denn die Landstraßen dahin. Manchmal auch fährt er mit einem Wagen ein Stück mit. In den Dörfern findet er an Essen, was er braucht, mehr als genug. Ein aus der Gefangenschaft zurückgekehrter freiwilliger Jäger, dem helfen die Leute überall gern weiter. Es laufen ja noch immer verspätete Heimkehrer herum. Sie alle haben die Freiheit mit erkämpft.

Und je weiter er kommt, um so mehr wächst auch wieder seine Lebenslust und seine innige Freude an der Welt. Man ist ja jung — jung und gesund! Man hat Paris gestürmt, wenn man auch nicht selber mit dabei war, aber in Gedanken hat man ja auch das mitgemacht, man wird auch das neue Leben zwingen!

Der Student Müller kann schon wieder an einer Quelle liegen und eine Stunde lang still und träumerisch hinhorchen wie ein Wunder. Er kann unter einem Baum liegen und das Raunen seiner Blätter verstehen. Er kann Verse auf einen Zettel kritzeln und denken: Das wird Annemarie lesen.

Er findet diesen und jenen fahrenden Gesellen auf der Landstraße und singt mit ihm im Rhythmus der marschierenden Füße. Verse, die ihm so einfallen, daß der andere oft verwundert aufhorcht und fragt: „Woher hast du denn des, Kamerad?"

Dann schlägt Müller lachend gegen die Brust und sagt: „Von draußen kam's hier herein, und da muß ich's wieder heraussingen!"

Und dann lacht er noch lauter und sagt:

„Paß mal auf, was mir neulich so eingefallen ist. Ich heiße nämlich Müller. Aber ich bin keiner, bin bloß ein fahrender Scholar. Aber ich glaube, auch die Müller, die welche sind, singen und wandern gern."

Er legt los:

„Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Es muß kein rechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern!"

Ein Fluß rauscht und braust vorüber — es paßt just zu Müllers Lied — und so singt er vergnügt weiter:

„Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Ruh bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser!"

Der Kamerad lacht mit und blitzt Müller mit lustigen Augen an. Potztausend, ist das ein famoser Kamerad! Da muß man ja gleich mitsingen, da laufen die Füße wie von selbst. Müller greift einen Stein vom Uferrand und wirft ihn mit fröhlichem Schwung nach vor. Dazu singt er:

„Die Steine selbst so schwer sie sind,
Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine,
Sie tanzen mit den muntern Reih'n
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine!"

„Kamerad! Und so was erfindest du alles allein?" staunt der Fahrende.

„Wenn man wandert, muß man singen! Siehst du, sowas fliegt mir einfach zu, und ich brauch's nur festzuhalten. Und nun für dich eine Extra-Strophe, lieber Freund. Mal so ein bißchen Arbeit beim Meister, wie? Und dann wieder auf die Walze! Sing' mit . . ."

„O wandern, wandern, meine Lust,
O wandern, wandern, meine Lust,
O wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter zieh'n
Und wandern!"

Das klingt wie Vogeljubel in der Luft über die herbstlichen Wiesen, und Müller findet immer wieder eine Melodie, die diesen Wanderjubel noch heller tönen läßt. Sein Kamerad blickt ihn scheu und etwas andächtig von der Seite an.

Da ist man nun also wieder „zu Hause". In Dessau. Zwischen den alten, lieben Häusern. Zwischen den alten, etwas schiefen Spitzgiebeln. Da steht noch immer das Schloß des alten Dessauers. Und da spinnt noch immer alte Giebelromantik und verträumte Stille in kühlen Winkeln.

Müller geht ein paar Tage durch die alten Gassen der kleinen Stadt, um diesen Heimatatem ganz in sich einzutrinken. Vor dem Denkmal des alten Dessauer bleibt er lange stehen. Alte Geschichten wachen bei seinem Anblick auf.

Der Leopold von Dessau — haha! Toller Kerl schon in seiner Jugend gewesen! Hat doch richtig ein einfaches Apothekertöchterlein geheiratet gehabt, der junge Fürst. Trotz aller Widerstände des fürstlichen Hauses! Hat sich den Teufel um angedrohte Enterbung und dergleichen gekümmert, hat das Mädel geheiratet und hat ganz Dessau dabei auf seiner Seite gehabt und ist ein gewaltiger und berühmter Haudegen geworden. Hat keiner gewagt, ihm die Fürstenkrone zu nehmen.

Ach ja, Anneliese hieß das Jüngferlein aus der Apotheke, die auch noch immer steht. Anneliese von Dessau!

Wilhelm Müller nicht dem steinernen Dessauer munter zu.

Anneliese, das klingt beinahe wie Annemarie!

Und in unserm Fall bin ich die arme Kirchenmaus und die Annemarie ist die Fürstin, die es nicht leicht haben wird, zu mir zu halten. Grüß Gott, Leopold! Wer auch einmal so in Stein stehen könnte, hier in so einer kleinen Stadt, in der die Menschen noch immer an dich denken, wo du schon so lange in deiner fürstlichen Gruft liegst. Und doch denken sie noch immer an dich.

Er hebt grüßend die Hand mit soldatischem Gruß.

Und er ahnt in dieser Stunde gewißlich nicht, daß er selber wirklich auch einmal hier in Stein, just wie der Dessauer, stehen wird! Und daß die Leute dann noch immer an ihn denken werden. Wie sollte er das auch in dieser träumerischen Stunde ahnen können, da seine Gedanken so ganz bei der Annemarie von Repkow sind.

(Fortsetzung folgt.)

Anton, der Stromer.

Erzählung von Karl Röttger.

Lang ist das her, mehr als fünfunddreißig Jahre. In meinen „Heidejahren" habe ich diesen merkwürdigen Menschen erlebt, der etwas in sich trug, das nicht alltäglich war. Hernach habe ich ihn vergessen gehabt. Aber neulich nachts, deucht mir, wache ich auf, weil er sein Gesicht zu mir niederneigt und sagt: „Na, also wann sagst du's?"

„Was denn?" frage ich.

„Wie das war, damals in der Heideschenke, beim Wirt Bartmann, dem alten, weißt du, der nun schon tot ist."

„Ja", sage ich, „wahrhaftig, du bist der — Anton."

„Eben der; der Name genügt; es braucht kein anderer dahinter zu kommen, wie bei euereins."

„Wahrhaftig", sage ich, „du hast recht; ich habe dich vergessen gehabt; jetzt aber —"

„Dann ist's gut", sagt Anton und löst sich in ein Nichts auf. Ich bin vollends wach und weiß: es war ein Traum.

Dennoch, Anton selber war k e i n Traum. Damals nicht; wenn er nun auch wahrscheinlich schon tot ist.

In meinem ersten Heidejahr sah ich ihn zuerst beim Wirt Bartmann. Ich saß mit dem Kantor und dem zweiten Lehrer in einem Gespräch beim Bier; Bauern saßen da mit einem Schnaps, sogen gemächlich an einer Zigarre und stritten sich, ob die neue Eisenbahnlinie dem Dorf Vorteil bringen werde oder nicht.

„Ji hefft keinen Verstand", sagte der alte Bartmann, „se ward baut, ob ji wullt ob nich. Wullt ji denn hundert Johr achter de Russen bliven?"

Die Bauern kamen nicht dazu, dem Wirt zu antworten, denn er trat ein: der Stromer Anton. Er trug einen langen Gehrock, dessen Geschichte er später noch erzählte, einen schon grünlich angelaufenen, ehedem schwarzen Gehrock. Den Kopf bedeckte ein runder steifer Hut; in der Hand trug er einen Eichenstock, wegen der Hunde, die manchmal bellend seine etwas ausgefransten Hosen umstrichen. Er war ein baumlanger Kerl, und die Frage lag nahe, bei wem er solche Kleidung erbetteln möge, wie diesen Rock und diese Hose; denn beide waren nicht gewöhnlichen Maßes.

Es war ein Sommerabend; die Fenster der Wirtsstube standen weit offen, man spürte noch die laue Abendluft.

Jetzt setzte Anton sich an den Tisch. Es war einen Augenblick still, und die Gäste sahen diesen „Gast an.

„Eine Flasche Selters", sagte er und sah die Anwesenden der Reihe nach an. „Einen Korn dazu", sagte er dann, „einen großen", kam es nach einer kleinen Pause.

Der alte Wirt schmunzelte brachte das Verlangte, strich das Geld ein und sagte: „Gute Zeit, Anton?"

„Was heißt gute Zeit?" fragte Anton zurück. „Heiß ist es heut."

Man lachte. „Du mußt trinken", sagte einer.

„Freilich", sagte Anton, „das tut ihr ja auch. Immerhin, die Zeit ist so, daß ich mich nicht ganz unglücklich fühle."

„Hat's so viel Pfennige und Fünfer gegeben?" fragte einer. Anton zuckte mit den Schultern.

„Du verstehst falsch", sagte er. „Ihr versteht alleweil zu wenig von dem, was — unsereins in sich fühlt." Man wollte böse werden, aber Anton winkte lächelnd mit der Hand, sie sollten sich nicht erregen. „Wenn der Frühling kommt, steigt das auf", sagte er.

„Was denn?" — „Nun eben das Gefühl der Unbändigkeit, der beginnende Rausch — der Freiheit und: daß man haben wird, zu essen, zu trinken." Er fuhr fort, das beginne langsam und erreiche im Sommer und Herbst die Höhe. „Es sind gute Menschen hier und überhaupt da herum", — er machte einen großen Bogen mit der Hand —, „aber es ist nicht jedermanns Sache, so zu leben."

„Da magst du wohl recht haben", sagte der Wirt. „Aber mal wird es dir doch kommen, daß du denkst, es sei besser gewesen, zu arbeiten und seßhaft zu werden. Und wie ist es mit dem Winter?"

„Laß Zeit", sagte Anton und sah über die Schulter zurück den Wirt an. „Noch ist Sommer und nicht einmal Herbst. Schaut, davon wißt Ihr nichts: wie unsereins am Morgen aufsteht, aus dem Heuhaufen, oder unter den Tannen hervor und die Arme reckt, in der Frühe, in das Licht, und geht sich waschen am Bach, oder am Trog auf dem Bauernhof."

„Da sollte man meinen, ihr Stromer wäret die großen Herren mit einem Prachtherrenleben", sagte einer.

„Recht so", sagte Anton, „akkurat so ist es." Und er kniff die Augen zusammen, so daß unbestimmt blieb, ob er scherze oder im Ernst spreche.

„Und hungern tut ihr nie?" spottete der Bauer von der Langhorster Mühle.

„O doch", antwortete Anton, „aber sieh, Bauer, wenn du das wüßtest, was das ist, hungern, da hättest du was gewonnen für deinen Schädel und für dein Herz."

„Na, was denn?" fragte der Bauer.

„Ein Wissen", sagte Anton. „Und hinterher tätst du keinen Bettler ausspotten."

Es war eine Stille, und in die sprach nun Anton: „Was heißt Hunger!? Man frißt mal einen Tag oder auch zwei Rüben oder Möhren aus Eurem Acker. Das ist der Verdauung nach der Fleischkost anderer Tage ganz zuträglich."

Jetzt hatte er die Lacher auf seiner Seite. Der Langhorster brummte etwas von „unverschämten Menschen" aber man hörte nicht darauf. Nun mischte sich der Wirt wieder ein: „Du hast uns so viel von deinen guten Tagen und deiner Sommerfreiheit erzählt, dann erzähl' auch mal von deinem Winter."

Anton kratzte sich den Hinterkopf und sprach: „Verflucht, warum jetzt davon sprechen?"

„Tu's nur immerhin", sagte der Wirt, „sonst ist deine Lebensgeschichte unvollständig."

Da tat Anton sein Herz auf und begann: „Der Winter, der ist der Schrecken der freien Männer. Er beginnt mit der Nässe und dem Wind, die durch die Risse der Schuhe und der Kleidung dringen. Aber hernach, der Frost, der ist doch das schlimmere Teil. Eintreten in die Küche einer Christenfrau an einem solchen Tage, in den Schein ihres warmen Herdes, das ist ein überströmendes Gefühl, wie Flamme rot und heiß. Aber sitzen an einem Wirtstisch zu später Stunde, wenn Feierabend schon längst geboten ist und wenn man dann nicht weiß, wohin das Haupt legen in der Nacht, das ist — Hölle — oder mehr als das."

„Wenn es zu keinem Schnaps mehr langt, meinst du —", sagte einer der Bauern.

„Weil du das letzte Geldstück vertrankst?" sagte ein anderer.

„Nein, ein letztes behalte ich immer bei mir", sagte Anton.

„Wozu das?"

„Für einen, der immer wo eintreten kann und ärmer ist als man selber", sagte Anton. Und hierauf sagte niemand etwas. So fuhr der Stromer fort: „Und wenn man nicht weiß, wohin das Haupt legen, so ist das der unterste Grund der Armut. Nun ja" — er reckte sich — „auch das kommt mal wieder."

In der Stille, die nun war, sah ich dem Manne ins Auge. Er hielt dem Blick stand; da mußte ich das Auge senken. Der Kantor lächelte, wie einer, der Bescheid weiß. Der Lehrer hatte ein sehr ernstes Gesicht. Er winkte dem Wirt und forderte leise ein Glas Bier für Anton. In dessen Augen blitzte es auf; er hob das Glas in die Luft, gegen den Spender hin — wie ein Gentlemann — und trank. Noch einmal winkte der Lehrer, der Wirt ging in die Küche, und bald stand vor Anton ein dickes Schinken-

butterbrot. Er zog die Augenbrauen hoch, sog die Luft in der Nase auf und aß dann.

In der Stille dieser Szene brummelte der Langhorster etwas: die Lherer säßen zweifellos zu „dicke drin“. Der Kantor schlug mit der Hand auf den Tisch und begehrte zu wissen, wer das gesagt habe. Da war die Schwüle nicht nur vom Sommerabend und vom Qualm der rauchenden Männer dick. Der Langhorster zahlte und ging. Langsam folgten die anderen Bauern; da waren wir mit Anton und dem Wirt allein.

„Sie haben nicht erzählt“, sagte ich, „wo Sie dann schlafen, wenn es spät ist zur Winterszeit und der Wirt Feierabend macht — und Sie —“

Es blitzte wieder in Antons Auge. „Man weiß nicht, wo man dann im Winter schläft“, sagte er. „Vielleicht sperrt der Wirt, weil er doch ein Mensch und kein reißendes Tier ist, die Scheune auf, wo das Heu auf den Dielen liegt. Man kriecht hinein, ganz tief, daß man kaum noch atmen kann; denn es ist kalt. Und dann schläft man. Ja, man schläft, wenn man auch mal zusammenschrickt in der Nacht, weil es kalt ist. Am anderen Morgen wird man herausgelassen; man wäscht sich in eiskaltem Wasser und macht sich wieder auf die Wanderung.“ — —

Wir schauten alle ins Unbestimmte. Der Kantor trank aus und erhob sich. Wir taten das gleiche.

Anton lachte. Er stand nun. Sein Haupt reichte fast bis an die Decke des niederen Zimmers. „Ich weiß, wie die Herren mein Leben beurteilen“, sagte er, „aber ganz stimmt das Urteil nicht.“ Er verneigte sich. „Ich danke den Herren“, fuhr er fort, aber mehr noch für das, was Sie nicht gesagt haben, als für das Bier und das Brot.“

„Wat schall dat?“ fragte Bartmann. „Die Herren weten, dat du en Schlingel büst.“

„Das werden die Herren niemals sagen“, antwortete Anton und lächelte.

„Legg di slopen“, brummte der Wirt.

Wir traten ins Freie. Es war eine schöne und laue Sommernacht. Eine Nachtigall schlug hinter Karls Hof.



Bunte Chronik



Liebesbriefe, das Stück 10 Frank.

Die Pariser haben es gut. Will jemand einen Liebesbrief schreiben und fällt ihm nichts ein als die banalsten, abgedroschensten Redewendungen, so kann er sich an ein neu eröffnetes Bureau wenden, in dem ihm jederzeit nach kurzen Angaben der schönste Liebesbrief aufgesetzt wird. Es ist dies ein Unternehmen, das von einigen Studenten und angehenden jungen Dichtern gegründet worden ist. Selbstverständlich werden hier nur ganz „individuelle“ Liebesbriefe geschrieben, die niemals in den schmalzigen Ton der früher so beliebten „Liebesbriefsteller“ verfallen. Man geht hin und erklärt, wie der Brief ungefähr lauten soll. Danach entwerfen die Studenten und jungen Dichter dann einen Brief, der seine Wirkung nie verfehlen wird. Die Preise sind durchaus erschwinglich: die Seite kostet 10 Frank. Der Riesenzuspruch, den das neue Unternehmen in den wenigen Wochen seines Bestehens bereits gefunden hat, zeigt, daß die auf den Pfaden der Liebe wandelnden Pariser für einen schönen Liebesbrief gern etwas springen lassen.

Das höchste Postamt der Welt.

Inmitten des ewigen Schnees wurde in einer Höhe von 3877 Metern in Tibet das höchste Postamt der Welt eröffnet. Dieses Postamt von Phari-Jong ist auf Befehl des Dalai-Lama eingerichtet worden. Ihm unterliegt die Betreuung eines Telephonkabels, das die sagenumwobene Stadt Lhassa mit Indien verbindet. Die Buddhistischen Klosterfestungen sind seit dieser neuen Einrichtung nicht mehr restlos von der Außenwelt abgeschnitten. Das Telephonkabel führt durch tiefe Schluchten und gewaltige Gebirgsmassive des Himalaya bis hinaus zu der höchstgelegenen Station, die das ganze Jahr über vom Schnee überdeckt ist.

Die Katzen von Thorn.

Der „Kreuzzeitung“ entnehmen wir folgende ergötzliche Geschichte:

In der Festung Thorn gibt und gab es schon früher ein Artilleriedepot und ein Proviantamt. Beiden war zur Steuerung der Mäuseplage das Halten von Katzen gestattet, die mit militärischer Pünktlichkeit jeden Morgen Milch erhielten. Vierteljährlich reichte jeder Aufseher die Milchrechnung ein.

Eines Tages kam im Artilleriedepot eine Anfrage der Oberrechnungskammer an:

„Es ist anzugeben, warum die Katzen des Artilleriedepots im letzten Quartal für 2 Mark mehr Milch verzehrten als die des Proviantamtes!“

Der Zeugfeldwebel berichtet:

„Die Katzen des Artilleriedepots ernähren sich außer von Milch auch von Mäusen; diese aber fristen von den Lederabfällen und Pappresten des Depots ein kümmerliches Dasein. Dagegen ernähren sich die Katzen des Proviantamts von den Mäusen des Proviantamts. Diese Mäuse finden eine sehr kräftige und fette Nahrung in den Speisevorräten des Amtes. Demnach brauchen die dort befindlichen Katzen bedeutend weniger Milch als die Depotkatzen.“

Schwerter sollen Pflüge werden.

In bemerkenswertem Gegensatz zu den fieberhaften Aufrüstungsmeldungen, die aus fast allen Ländern der Welt kommen, steht folgende Mitteilung aus Mexiko: Die Mexikanische Regierung hat aus ihrer aufrichtigen Friedensgesinnung heraus die Absicht, die nationale Waffenfabrik in eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen umzuwandeln. Die Militärausgaben wurden soweit herabgesetzt, daß 1500 Arbeiter in den Arsenalen hätten arbeitslos werden müssen. Um dies zu vermeiden, wurde von dem Ministerium beschlossen, 50 000 Dollar für die Herstellung von 10 000 Pflugscharen aufzuwerfen, welche den kleinen Ackerbauern und Siedlern umsonst geliefert werden sollen. Freilich, gleichzeitig kommen aus dem schönen heißen Mexiko auch wieder Nachrichten von großen Räuberschlachten, geplünderten Zügen usw. Danach scheint man auch dort von friedensparadieslichen Zuständen doch noch weit entfernt zu sein.



Lustige Ecke



Das große Rätsel.

Er war gestorben. Sie sprachen über ihn.

„Phantastisch gesoffen hat der Kerl! Jeden Morgen trank er seine zwei, drei Flaschen Kognak — mittags goß er zwölf Wasserglas puren Gins hinunter — und schon von vier Uhr ab saß er wieder bis tief in die Nacht bei seinem geliebten Absinth.“

„An was ist er gestorben?“

„Keine Ahnung.“

*

Antwort.

Freundinnen fanden sich. „Ich heirate übermorgen.“

„Gratuliere.“

„Weißt du, was mein Zukünftiger macht?“

„Ja.“

„Was?“

„Eine große Dummheit.“

*

Altes Lied.

Das war schon immer so! Sogar Eva sagte zu Adam: „Ich brauche ein neues Feigenblatt!“

Darauf pflückte er ihr ein Dutzend vom Baum.

Aber Eva schüttelte den Kopf:

„Ihr Männer habt doch keinen Geschmack — das da, das da ganz oben im Wipfel — am Ende des langen dürren Astes — das gefällt mir!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.